

21]

Ein Mann.

Von Camille Lemonnier.

Trotz des dicken Mauerwerks schlug an ihr Ohr ein gedämpftes, kontinuierliches Geräusch, das von den Kühen, die im Stalle duftende Kräuter zermalmten, herrühren mochte. Diese tierische Stillbergnügtheit erfüllte sie mit Neid; sie sehnte sich danach, wie jene auf der Streu in einem Stalle zu ruhen. Das Vieh, das machte sich wenigstens keine Sorgen! Plötzlich erscholl aus dem Zimmer des Wächters ein Husten; da zuckte sie zusammen. Wie, wenn er sie beobachtete? Sie zog sich tiefer in den Schatten zurück.

Eine Hand berührte die ihre. Vor ihr stand Cachaprés.

„Komm“, sagte er.

Auf seinem Gesichte leuchtete eine heimliche Freude. Sie schüttelte verneinend den Kopf und ließ sich dennoch fortführen. Er hatte seinen Arm um ihre Mitte gelegt und hob sie halb auf vom Boden. So gelangten sie durch den Obstgarten.

Er trug sie wie eine Beute, wie einen kostbaren Schatz. Von einer unendlichen Müdigkeit übermannt, ließ sie sich willenlos mitschleppen, bis sie den Wald erreichten. Da sträubte sie sich plötzlich:

„Gib mich frei!“

Als er seinen Arm zurückgezogen, warf sie sich mit einem Ausbruch von Tränen zu Boden. Kammernd schlug sie mit der Stirn auf die Erde und klagte:

„Ich bin verloren! Wer gibt mir meine Ehre wieder?“

Er zuckte die Achseln; für solche zarteren Gefühle besaß er wenig Verständnis. Die Hände in den Hosentaschen vergraben, suchte er nach begütigenden Worten. Endlich beugte er sich zu ihr hinab:

„Bin ich nicht bei Dir?“

Voll grimmiger Verachtung entgegnete sie:

„Du?“

Und maß ihn mit ihren Blicken vom Kopf bis zu den Füßen. Er antwortete ein wenig gekränkt:

„Ja, ich. Bin ich Dir vielleicht nicht eben so gut wie ein anderer?“

Da vermochte sie nicht länger an sich zu halten. Seine Schuld sei's, daß ihr eine derartige Schmach widerfahre. Nun sei sie weniger als nichts; sie sei gezwungen, im Walde zu nächtigen. Die Dirnen wenigstens haben ihre Betten. Und durch dieses Wort auf andere Gedanken gebracht, warf sie ihm vor, daß er sie nicht anders als alle gemeinen Mädchen behandelt habe, deren Umgang er gewohnt gewesen sei. Er scheine einen schandvollen Verkehr zu pflegen. Das ließe sich leicht ersehen; er hätte sie sonst mehr geachtet. Da hatte er bloß eine einzige, furchtbare Antwort für sie:

„Du hättest Dir's ja nicht gefallen lassen müssen!“

Diese eifrige Roheit wirkte vernichtend auf sie. Jetzt beleidigte er sie, späterhin würde er sie wahrscheinlich auch prügeln?

Da übermannte ihn ein grimmiger Born, und er warf sich neben sie ins Gras:

„Hör' mal, Germaine, Du wirst Deinem Vater sagen . . .“

Sie unterbrach ihn heftig:

„Wir werden uns nie mehr sehen. Es ist aus!“

„H! Was sagte sie da? Einen Augenblick blieb er ganz starr. Dieses entschlossene Wort hatte ihn wie ein Artzweib auf den Schädel betäubt. Endlich erhob er sich und stellte sich breitpurig vor ihr auf.

Den Hals weit vorgestreckt, einen bösen Glanz in den Augen, seine krampfhaft geballten Fäuste auf die Brust gepreßt, begann er:

„Ich soll Dich nicht mehr sehen? Und das bist wirklich Du, Germaine, die so etwas sagt? Du! Wenn das wahr wäre, weißt, was ich dann täte? Ich würd' Dich bei der Gurgel packen, so, siehst Du . . .“

Er konnte nicht weiterreden. Sie hatte aufgeschrien.

Da breitete er schluchzend die Arme aus, plötzlich haltlos und schwach geworden.

„Wahrscheinlich hab' ich Dich falsch verstanden. Hörst Du, Germaine, Du darfst nicht Dinge sagen, die ich nicht

verstehen kann. Ich bin nie in einer Schule gewesen. Die Leute im Walde, die wachsen auf wie die Tiere. — Nicht wahr, Germaine, Du hast's nicht so gemeint, wie Du es gesagt hast?“

In seiner Aufregung verwirrte er sich immer mehr in seinen Worten, die unter den wütenden Küssen, mit denen er ihren Leib bedeckte, erstarben. Als Germaine ihn so zerknirsch zu ihren Füßen sah, fühlte sie sich voll hochmütigen Stolzes als die Stärkere.

Sie ließ sich von seinen zitternden Händen zu ihm ziehen. Sein von Weichheit überströmendes Antlitz lächelte ihr zu:

„Jetzt schlag' mich, wenn Du willst. Ich würd' mich nicht einmal wehren. Ich hab' gar keine Kraft mehr in mir. Ich bin schwach wie ein Kind, das gerade auf die Welt gekommen ist.“

Halb neugierig, halb entzückt, forschte sie:

„Du willst mir wohl etwas weismachen, gest?“

„Aber nein! wahrhaftig nicht! Ich bin kein Komödiant, ich kann mich nicht verstellen.“

Gleichviel; sie grollte ihm noch wegen seiner früheren Worte; und als er tat, als könne er sich nicht mehr erinnern, wiederholte sie ihm alles nochmals. Er aber schlang seine Arme um sie, und sie wie toll küssend, wollte er den ganzen Vorfall nur als Scherz hinstellen. Und sie fühlte unter seinen sinnbetörenden Küssen ihren ganzen Groll dahinschwinden. Die nächtliche Stille überwältigte sie, und ein wenig Grauen mengte sich zu der Süße ihrer Gedanken. Nie zuvor hatte sie sich inmitten der erhabenen Schauer der Mitternacht befunden; eine ganz neue Saite ihrer Seele begann in ihr in bisher nie gekannten Tönen zu schwingen. Die Schauer, die um das Dickicht woben, erstarben wie der Kuck kalter Rippen auf ihrer Haut. Die Lüfte trugen ihr das Raunen zu, das durchs Gehölze glitt, und mächtig wurden ihr die Glieder schwer vor Schlummertüchtigkeit.

Sie hatte sich an seine Brust geschmiegt, seine Arme umfingen sie heiß. So blieben sie lang in stumme Seligkeit versunken.

Endlich schlossen sich ihre auf dem braunen Männerantlitz ruhenden Augen in der bläulich dunkelnden Nacht.

Sie schlief.

Bis zum dämmernden Morgen dienten ihr die Arme des Geliebten als Kissen. Sie waren gar weich und warm, weit besser als Reinen und Federkissen, und er wachte über ihr, kaum zu atmen wagend. Ihr Leib, der sich in seinen Körper grub, ward ihm zur unermesslichen Wollust, von der er um nichts in der Welt etwas missen mochte. Und traumverloren beobachtete er das Gewoge ihres weißen Busens, von etwas unsagbar Wonnigem, Süßem und Starrem bis ins Innerste seines Wesens erschüttert, wie er dergleichen noch nie empfunden hatte.

Ein wenig vor Tagesanbruch regte sie sich und schlug langsam die Augen auf. Da gewahrte sie ihn wie im Traum vor sich, mit einem frohen Lächeln auf den Lippen.

Es währte ein paar Augenblicke, ehe sie sich besann. Der Anblick der noch halb von Nacht umhüllten Gebüsche füllte ihre Augen mit Staunen. Auch war ihr nicht ganz klar, wie es kam, daß sie an einem so seltenen Orte auf den Knien eines Mannes erwachte. Als ihr dann langsam die Erinnerung zurückkehrte, barg sie, von Scham überwältigt, ihr Haupt in den Händen. Und mächtig stieg der Morgen empor, entlockte den Vogelkehlen ein Lied.

Sie näherten sich dem Pachtboe.

Germaine hörte das Tor in den Angeln knarren. Mit ungewissen Zwielichte sah sie eine menschliche Gestalt in der Nähe der Ställe auftauchen. Sie erkannte die Stallmagd. Nun kam's zu einem überzärtlichen Abschied. Während sie sich, hinter jedem Baume Deckung suchend, durch den Obstgarten stahl, folgte er ihr mit den Blicken und sandte ihr mit den Lippen hörbare Küsse nach. Sie trat ins Haus.

Da Germainens Stube etwas abseits von den anderen lag, vermochte sie dieselbe unbemerkt zu erreichen. Sie kleidete sich aus und schmiegte sich in die Kissen. Ein stummes Staunen war in ihr über die im Freien verbrachte Nacht und außerdem ein Gefühl namenlosen Ekels. Dieses Nachtlager unterm freien Himmel erniedrigte sie in ihren Augen

noch mehr als alle andere Schmach. Und an dieser Gemütsverfassung gefellte sich noch die fürchterliche Banalität vor dem kommenden Morgen, die Ungewißheit, wie sie sich ihrem Vater und ihren Brüdern gegenüber verhalten sollte.

Sie hörte einen nach dem anderen aufstehen. Nun mußte sie wohl ebenfalls hinuntergehen und in der Küche den Kaffee kochen, was seit jeher ihr Amt war. Raschast, zitternd kam sie hinab und wagte kaum die Augen vom Boden zu heben: aber plötzlich wandelte sich ihre Angst in helle Freude. Sie ahnten nichts; man hatte sie in ihrem Bette schlafend geglaubt und dann die Tore geschlossen.

19.

Bei der Cougnole trafen sie sich jetzt des öfteren.

Mitten im Tage überkam Germaine zuweilen der Wunsch, ihn wiederzusehen. Dann ersann sie einen Vorwand, um sich in die Hütte der Alten zu stellen, in deren nächster Nähe er sich stets aufhielt. Sein Leben verlief nun sehr eintönig; ganze Tage lang verbrachte er untätig im Walde, bald sich ins weiche Moos werfend, bald mit großen Schritten planlos vor sich hin wandernd. Bisweilen tötete er die langen Stunden, indem er für die Cougnole Holz spaltete, oder abgestorbene Bäume mit der Wurzel ausriß. Es war mehr als ein Monat verflossen, seitdem er zuletzt gewildert hatte.

Im Gehölz hatten sie ihre bestimmten Plaze. Wie oft geschah's, daß sie ihn unter einer Buche, der Länge nach auf den kühlenden Gräsern ausgestreckt, schlafend fand. Dann rief sie halblaut seinen Namen, und verzückt schlug er die Augen auf. Eben hatte er noch von ihr geträumt, und nun verließte sie sein Erwachen mit ihrer Anwesenheit. Wie trunken und liebender Dankbarkeit voll streckten seine zärtlichen Hände sich ihr entgegen; und ein gutes Weilschen berauschten sie sich an ihren Liebkosungen.

Ein andermal wieder stürzte er ihr entgegen, kaum ihm das Rascheln des Laubes ihr Nahen verkündete: und sie sah schon von weitem seine Gestalt zwischen den Stämmen auftauchen. Einander um die Mitte fassend, verschwanden sie dann in zärtlicher Umarmung in den schattigen Büschen. Die Liebe war ihnen wie ein Rauch zu Kopfe gestiegen, und schweigend lauschten sie dem brausenden Lebensströme in ihrem Inneren.

Traf Germaine ihn nicht unterwegs, so erwartete sie ihn bei der Cougnole. Es dauerte nie lange, bis er kam, und solange sie nur konnten, verweilten sie in der Verschwiegenheit der Hütte, wo nichts ihre Einsamkeit störte. Frau Cougnole hatte verschiedene Mittel, um ihre Heimkehr anzukündigen; mit derlei Dingen vertraut, hustete sie, murmelte halblaut vor sich hin, schlürfte mit ihren Holzschuben über die Schwelle oder pochte an die Türe. Ihre kriecherische Bereitwilligkeit wuchs, je unentbehrlicher sie ihnen wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Ein fangtag.

Eine Schilderung von der jütländischen Westküste von Harry Söiberg.

1.

Der alte Anders stand drüben auf der Südseite des Hauses und arbeitete sich mit einer schweren Doppelsäge in kurzen Stößen durch ein Stück Holzplanke hindurch. Er hatte das Schneiden von Brennholz für den eigenen Verbrauch und den der jungen Leute übernommen.

Das und außerdem ein wenig Reparatur und Köderanbringen war alles, was er jetzt noch zu leisten vermochte. Aber diese Verrichtungen führte er mit der halsstarrigen Genauigkeit eines alten Mannes aus. So lange er noch mit einer Säge hantieren und so Kreften, dem Sohne, helfen konnte, war er wenigstens noch nicht ganz hilflos. Eine gebräunte Pfeife steckte frei zwischen seinen Lippen, die sich über den zahnlosen Kiefern strafften. Die runzlige Gesichtshaut glänzte von Schweiß, aber er sagte getreulich weiter, obwohl er bei jedem Zug das Reizen und die Gicht in den Schultern und den Knoten am Handgelenk spürte.

Er wendete mühsam das Pflanzenstück und bewegte sich hin und her, während er mit dem Zeigefinger in dem Pfeifenlopf fühlte, ob Feuer drin sei, und eifrig paffte.

Seine Augen schweiften nach Westen um das Haus herum.

Er bemerkte ein paar verstreute Wolkenbüschel, die hoch oben in der klaren Luft vom Meere herangefegelt kamen.

Sein gichtkranker Körper hatte ihm eine Mahnung erteilt. In der Weltwärme konnte er jeden Wetterumschlag vorher spüren.

Er ließ die Säge los und stolperte nach dem westlichen Ende des Hauses hin.

Ja, es war kein Zweifel möglich. Es zog ein Nordweststurm herauf.

Und ohne Zögern ging er zur Türe, vor der die Kinder im Sande spielten. Anders, ein siebenjähriger Knirps, der den Namen des Großvaters trug, saß auf dem Stein und buchstabierte laut in seinem neuen Lesebuch.

„Wollt Ihr wohl 'n bißchen wegrücken, liebe Kinder!“ sagte er und ging schnell zwischen ihnen durch.

Im Gang nahm er seinen Stod und steckte den Kopf durch die Stubentür.

„Vobil Mari!“ rief er. „Kannst Dich jetzt auf den Weg zum Strand machen!“

Vobil Mari kam mit einem einjährigen Kinde auf dem Arm aus der Küche.

Sie war eine junge Frau mit starken Gliedern und der schlanken Gesichtsförm der Dünenbewohner; das braune Haar war mit Wasser zurückgelämmt und glattgeschüttelt.

„Sind sie da?“ fragte sie.

„Das weiß ich nicht“, erwiderte er. „Aber es hallt sich in Nordwest zusammen.“

Und er stolperte weiter.

„Du mußt das Kind nehmen, Großmutter“, sagte die Frau und reichte das Bürmchen der alten Ziger, die draußen in der Küche am Herd saß. „Es zieht sich in Nordwest aufammen!“

„Ja, Vater hat's schon den ganzen Tag in seinem Wein gespürt, daß es umschlagen würde“, gab die Alte zur Antwort und nahm das Kind, während Vobil Mari einen wollenen Schal um Kopf und Schultern band und die Röcke aufschürzte, damit sie ungehindert wandern konnte.

Lieblosend strich sie über die Wangen des Kindes, bevor sie ging.

„Du kannst mitgehen, Anders, und dem Vater helfen“, rief sie dem Bürmchen draußen zu. Sie holte ihn mit seinem Buch herein, nahm seine Hand und machte sich mit ihm auf den Weg.

Der alte Anders war schon in die Dünen gelangt, wo der Weg aus dem Fischerdorf endigte.

Vor und hinter ihm bewegten sich Leute eilig zum Strande hin.

Da vorn das mußte doch wohl der alte Ake Poulsen sein. . . . Wie gut der heute zu Fuß war! Und Anders trabte schneller, um ihn einzuholen.

Der Sturm zog herauf. . . . Schwere Wolkensäulen zeigten sich über den Dünen und man merkte bereits den Druck des Windes nach dem Lande zu.

Von den Feldern her kamen Frauen und Kinder schnellen Schrittes. Nur wo sie einander trafen, schlossen sie sich zu Trupps zusammen, sonst eilte ein jeder für sich vorwärts.

Auch Vobil Mari und der kleine Anders schritten tüchtig aus. Vater war auf dem Meere, und ein Unwetter kam herauf.

Auf die alten Leute achtete niemand. Waren sie nicht voraus, so mußten sie nachkommen. Auf der Signallänge war Sturm gemeldet. Die Männer waren also noch nicht vom Meere zurück. Am Strande scharten sich die Leute, den Blick nach der See hingewandt.

Die Gewitterwolken dehnten sich am Horizont von Süden nach Norden und trieben tief und Schatten werfend über dem Meere hin, das mit jeder Stunde dunkler und drohender wurde.

Wo die Bege endigten, ragten zwei Lagerkuppen auf. Dort stolperte Ake Poulsen am Rande eines Schwarms von Frauen und Kindern umher, die in gespanntem Schweigen die Flucht der Boote zum Lande hin verfolgten.

Er sagte kein Wort, achtete aber genau auf jede Bemerkung, die fiel.

Den übrigen Segelbooten ein gutes Ende voran, kamen da zwei Motorjollen näher und näher. Die eine schien ihm die seines Sohnes zu sein. . . .

Wald darauf trottete der alte Anders herbei. Der Atem pfliff ihm aus den Lungen von dem beschleunigten Gange.

Suchend glitt sein Blick übers Meer. Mit stärkerer und stärkerer Kraft schlug die Brandung an den Strand und auf die innerste Sandband, während dunkle Windstreifen als Vorläufer über die Meeresfläche segelten.

Anders kniff die Brauen zusammen. Doch es war ihm unmöglich zu entscheiden, wo das Boot des Sohnes war.

Die beiden Alten begrüßten einander.

„Da hast Du Niels, Ake Poulsen,“ bemerkte Anders und verfolgte dabei die neuartigen Fahrzeuge mit zugleich feindseligem und bewunderndem Blick.

„Glaub' auch, daß er's ist,“ erwiderte Ake Poulsen.

Krestens Boot war ein Segelboot, wie noch die meisten am Ort. „Ich glaube, jetzt bricht es los,“ sagte eine der Frauen, während die Mienen der Wartenden sich vor Spannung strafften.

Ein Boot nach dem anderen schöß heran. Die Segel blähten sich in dem starken Winde. Wie aufgeschwungene Mäuse eilten die Boote über das Meer hin, von dem drohenden Unwetter gejagt.

Jetzt war auch Vobil Mari mit dem kleinen Anders angelangt. Der kleine hatte die Hand der Mutter unterm Schal gefunden.

„Kannst Du ihn sehen, Großvater?“ fragte Vobil Mari.

„Ich denke, der am weitesten nördlich ist.“

„Das ist möglich.“

Ake Poulsen und einige andere gingen hinab.

Die beiden Motorjollen fuhren über die Sandbank . . . und standen kurz darauf auf dem Strande.

Nun landete Boot auf Boot . . . Kresten war unter den letzten.

„Er muß immer so weit auf See,“ sagte Vodil Mari, als er so lange ausblieb.

Sein Boot war kaum auf den Strand geprallt, als der Sturm losbrach und das Meer sich im Nu über die Sandbank herfürzte. Alle hatten sich jetzt unten am Wasser versammelt. Der kleine Anders war beim Boot des Vaters. Er hielt sich ein wenig abseits und sah zu, um niemandem im Wege zu sein.

Am ganzen Strande herrschte emsiges Leben.

Alle Bootsmannschaften waren draußen gewesen. Am Gangspil wurden die schweren Motorjollen ans Land gezogen. Zäh und mühselig ging es, ohne Aufsehung, mit schweren Schritten durch den losen Sand. Nur ein vereinzelter Juruf, wenn die Rollen des Spils gewechselt werden sollten.

Bei den Segelbooten aber fielen die breiten Rücken mit gesammelter Kraft ein beim langgedehnten, dumpfen Aufsehung.

Der alte Anders ging nahe an das Boot heran und rief dem Sohne ein „Willkommen an Land!“ zu. Für ihn war hier nichts zu tun — nicht mehr als für den Knirps dort, und doch fühlte auch er geradezu die Muskeln im Rücken und in den Armen zuden, so oft die Leute einfielen.

„Habt Ihr guten Fang gehabt, Vent?“ fragte er.

„Wir dürfen nicht klagen, Vater,“ erwiderte Kresten, ein großer, breitschultriger Fischer.

„Wir haben an die zweitausend Pfund,“ fügte einer der Bootsleute hinzu.

Sie reckten die steifen, verfrorzten Glieder und begannen, in demselben bedächtigen Tempo die Ladung zu löschen.

„So, Ihr Mädchen, jetzt könnt Ihr recht gut zupacken,“ sagte Kresten zu Vodil Mari und zwei anderen Frauen, die dicht dabei standen und warteten.

Billig nahmen sie ihre Körbe hervor und füllten sie mit Fischen, während der alte und der kleine Anders ihnen zur Hand gingen. Am ganzen Strande arbeitete man mit Lust. Für alle Boote war's ein guter Fangtag gewesen.

Verge von Niesendorfschen und Schellfischen bedeckten den Strand, während der Sturm anfing, um sie herum Sand und Gisch aufzusammenzufegen.

Draußen bei den Schuppen waren die Frauen in voller Tätigkeit beim Ausschneiden der Fische. Hinst und gewandt gebrauchten sie ihre Messer. Ein Schnitt, ein Griff, und die Eingeweide lagen auf dem Strande.

Gesprochen wurde nur wenig, aber die Worte, die fielen, klangen froh und launig. Es war, als könne man seine Freude nicht mehr dämpfen, seitdem Gefahr und Spannung überstanden waren.

Die Dunkelheit brach herein, lange bevor die Arbeit beendet war und die letzten schwerbeladenen Wagen vom Strande heraufschwankten.

„Geh Du jetzt nach Hause, liebe Vodil Mari, und Du, Großvater, denn Dich friert,“ sagte Kresten, der getreulich neben ihnen gestanden und die aufgeschnitzten Fische gespült hatte. Das übrige werd' ich schon selber machen.“

Aber die Vodil Mari hatte gar kein Verlangen, vor ihm nach Hause zu kommen.

„Wir wollen zusammengehn,“ antwortete sie. „Wir müssen ja die Angelschnüre mitnehmen.“

Schließlich machten sie sich fertig; aber sie waren bei weitem nicht die letzten, die den Strand verließen.

„Kannst Du den da nehmen, kleiner Anders?“

Und es wurde ihm eine Angelschnur über den Rücken geschlungen und dem Großvater auch, und Kresten bekam eine ganze Ladung zu tragen, während Vodil Mari ihren Korb mit Fischen füllte und auf den Rücken nahm und ein paar Schnüre dazu. Dann gingen sie landeinwärts, während der Sturm sie umtobte und den Dünenweg hinauf ganze Regenschauer aus Sand und Schaum jagte; von jeder Anhöhe hörte man ihn singen.

Großvater blieb hinten, und der kleine Anders leistete ihm Gesellschaft.

Aber der Alte schritt schweigend dahin und schien das Würschchen nicht zu beachten.

Vielleicht war er müde . . . oder er ging in seine Gedanken verunken und träumte sich in entschwundene Zeiten zurück, als er es war, der vom Meere heimkam . . . Der Sturm brachte wohl allerhand Erinnerungen mit.

Vodil Mari und Kresten aber gingen ruhig nebeneinander über den sandigen Weg, der sich bedächtig zwischen die Dünen und ins Dunkel hinanswand, „Nun hat Großmutter gewiß warmen Kaffee fertig, wenn wir kommen,“ sagte Vodil Mari. „Er wird Dir gut tun.“

„Und Dir auch, Mutter,“ erwiderte er und lächelte ihr zu, während er sich nach dem Großvater und dem Jungen umdrehte.

(Schluß folgt.)

Die Genter Weltausstellung.

Weltausstellungen sind mittlerweile etwas Schreckliches geworden; diese sich ständig wiederholenden Paraden aller möglichen und unmöglichen Dinge bewirken zumeist nichts anderes als eine einzige große Ermüdung und obendrein ein taumelndes Wirrsein.

Im übrigen bedeuten sie eine ungeheure Belastung der Industrie, ohne irgendwie Sicherheit für wirtschaftliche Erfolge bieten zu können. Schließlich sind sie zumeist Spekulationen des Bodens oder des Braunkapitals oder irgendwie ein Einfall bauernschlauher Kommunalpolitik. Früher, als die internationale Durchdringung noch keine so absolute war, wie sie es heute ist, waren die Weltausstellungen willkommene Gelegenheiten, schnell und bequemer den Stand des Weltmarktes kennen zu lernen. Heute sieht der Vielreisende auf diesen gehäuften Jahrmärkten kaum irgend etwas Neues; er hat höchstens den Vorteil, ein Repetitorium zu genießen. Wobei es dann allerdings darauf ankommt, daß das erklärende Schaubild gut geordnet ist.

Unter solchen Umständen versteht man die allgemeine Ausstellungsmüdigkeit. Daß Weltausstellungen überhaupt noch zustande kommen, erklärt sich allein aus dem noch immer lebendigen Bedürfnis, wichtig zu repräsentieren, lärmende Reklame zu machen und eine ungewöhnliche Zentralisation der Konsumenten zu erzwingen. Womit bewiesen ist, daß die Weltausstellung (vielleicht die Ausstellung überhaupt) einen pathologischen Zustand innerhalb des Wirtschaftsprozesses darstellt. Nach dem alten, raffinierten Wort: wer da hat, dem wird gegeben . . . empfängt das Land, dessen Industrie und Kultur in eindrucksvollen Bildern den internationalen Konsumenten sich darstellt, die Aufträge, zum mindesten aber das Interesse der Welt. Das bedeutet zwar keineswegs ein großartiges Erträgnis in der Bilanz (dieweil die Spesen der Ausstellungen sehr groß sind); es bedeutet aber unbedingt: internationales Renommee. Solches Renommee gehört zu den Waffen im Kampf der Völker um das Kleingeld der Käufer.

Neuerlich angeschaut, zeigt die Genter Weltausstellung die übliche Ausstellungsbauart, viel rasselnde Säulen und eine Fülle des schwingvollen Gipses. Im ganzen aber nicht würdelos, sondern von einer gepflegten und selbstgewissen Größe. Der Ehrenhof und die Straße der Nationen haben ein starkes Pathos: ein Markt der Welt, ein Corso von Tausenden. Gut. Und das macht nun eine Stadt wie Gent, die kaum größer sein dürfte, als etwa unser Magdeburg. Sie wagt, die europäische Industrie, ja die Kanadas, in Bewegung zu setzen und auf eine Weltausstellung zu heben. Gewiß, die Absichten dieses jeden Städteins sind deutlich; es wollte sich sozusagen mit einem Auf auf Kosten anderer vorwärts schieben. Dazu bedurfte es einer Gelegenheit; so macht man also eine Weltausstellung. Der Bürgermeister ist zu loben; Gent bekam einen neuen Bahnhof und um diesen herum ein neues Wohnviertel, es bekam eine Vermebrung der Straßenbahnlinien, eine bedeutende Erweiterung des Elektrizitätsnetzes. Dazu: die Moneten all der Heerscharen, die in schnellfolgenden Zügen aus der dicken Provinz, aus Brüssel und aus weiter Ferne zu der Weltausstellungs-Sensation herbeieilen. Gent hat also gut lachen.

Deutschland hat die Aufforderung, nach Gent zu kommen, verneinend beantwortet. Die Blämen hätten die Beteiligung gern gesehen und haben das Beharren der deutschen Regierung bei ihrer Weigerung für einen schweren Fehler gehalten. Frankreich sagte sofort zu und bot alles auf, was in seinen Kräften stand, um seine Lager den Gentern möglichst wirksam zu unterbreiten. Gerade den Gentern und ihrer flandrischen Provinz. Die französische Industrie hat für ihre Beteiligung an der Weltausstellung ganz besonders dieses Gebiet im Auge, wo sie bei dem nichtblämischen Teile der Bevölkerung, den Wallonen, in Spekulation auf nationale Empfindungen Geschäfte zu machen hoffen. Was trotz Ablehnung der offiziellen Beteiligung in Gent von Deutschland zu sehen ist, kann gewiß nur sehr milde beurteilt werden. Es ist aber immerhin noch gerade so viel, um wenigstens dem Wohlwollenden eine gewisse Vorstellung von dem zu erwecken, was die deutsche Industrie kann und erstrebt. Die Ausstellungshalle selbst ist sogar ohne Zweifel die bestgelungenste Architektur der ganzen Ausstellung. Sie entbehrt des dekorativen Kitsches und steht sachlich, ernst und würdig als ein Sinnbild des technischen Zeitalters. Sie wurde von Kurt Leschniger erbaut. Im Innern mangelt es nicht an guten Stücken, doch lassen uns gerade diese doppelt beklagen, daß nicht mit aller Energie versucht worden ist, die Erfolge der Brüsseler Weltausstellung fortzuführen, um so dem neuen deutschen Stil, der sich 1910 so viel Erfolge holte, einen endgültigen Sieg zu sichern. Ganz erträglich ist die Maschinenabteilung ausgestaltet worden; in ihr kamen dann auch bald bedeutendere Abschlüsse zustande. Ein Erfolg, der gerade im Zeichen des schweren Kampfes zwischen der deutschen und der englischen Spinnereimaschine für den belgischen Export der deutschen Industrie von größter Bedeutung ist.

rbr.

Kleines feuilleton.

Mathematisches.

Neue Bücher. Mit rührigem Eifer setzt der Verlag Teubner seine „Mathematische Bibliothek“ (Preis 0,80 M. pro Band), deren einige Bändchen wir bereits als gute, schön geschriebene Führer für Laien empfohlen haben, fort. Die behandelten Materien werden mit dem Fortschreiten der Sammlung naturgemäß spezieller, doch fehlt es auch unter den neuesten Bändchen nicht an solchen, die das allgemeine Interesse vollaus beanspruchen dürfen.

Da ist vor allem das überaus geschickt zusammengestellte Werkchen „Die Fallgesetze“ von G. E. Limerding zu nennen. Mit seiner historischen Betrachtungsweise gibt es Einblick in die treibenden Kräfte der Entwicklung der neuzeitlichen Mechanik, wie des modernen wissenschaftlichen Denkens überhaupt. Der Gebrauch der Formelsprache ist mäßig; daher kann das Büchlein auch von jenen gelesen werden, die keine Spezialfreunde der Mathematik sind.

Mit einer „Einführung in die Infinitesimalrechnung“ versucht A. Bittling in leichtverständlicher und zu eigener Arbeiten anregender Weise die ersten Schritte in das Gebiet der Unendlichkeiten anzuleiten. Der Versuch zeigt einen tüchtigen Pädagogen, der auf etwa 70 Seiten kleinen Formats das Wissenswerteste aus dem Gebiete der Differential- und der Integralrechnung zusammenzustellen verstanden hat. Es erübrigt sich zu bemerken, daß das Studium auch dieser fählichen Darstellung der Rechnung mit Unendlichkeiten ohne Vertrautheit mit elementarer Algebra, Geometrie und Trigonometrie nicht zugänglich ist.

Solide mathematische Vorkenntnisse setzt auch die Beschäftigung mit der „Theorie der Planetenbewegung“ von P. Meiß und der „Quadratur des Kreises“ von E. Veutel voraus. Dieses letztere Büchlein gibt die historische Zusammenstellung der Versuche, das sprichwörtlich bezeichnete Problem zu lösen, bis im Jahre 1882 F. Lindemann den mathematisch unumstößlichen Beweis brachte, daß die Aufgabe unlösbar ist. Allerdings hat man das bereits früher geahnt, und 1776 faßte die Pariser Akademie der Wissenschaften den Beschluß, in die Prüfung der einlaufenden angeblichen Lösungen fortan nicht mehr einzutreten. Und doch: erst 1893 erblühte eine „genaue“ Kreisquadratur das Licht der Öffentlichkeit unter dem stolzen Titel: „Die Wahrheit schreitet einfach aber majestätisch vor und zermalmt ihre Gegner“; trotzdem war die Lösung natürlich falsch. . . . So ziehen im Lichte dieses Problems fast acht Jahrtausende (die ältesten Kulturvölker haben nachweislich an dem Problem gearbeitet) des mathematischen Denkens an uns vorüber.

„Konstruktionen in begrenzter Ebene“ ist der Titel eines geometrischen Werkes von P. Jü h l e, das den praktischen Zeichnern und Konstrukteuren hiermit bestens empfohlen sei. Das Büchlein bringt eine Reihe von höchst instruktiven elementargeometrischen Konstruktionen bei ungünstigen Lageverhältnissen, d. h. bei all den Fällen, wo die Begrenztheit des vorhandenen Raumes den Zeichner zwingt, mit unerreichbaren Punkten, Geraden usw. zu rechnen oder auf die ihm sonst geläufigen Hilfsoperationen zu verzichten.

Einen eigenartigen Charakter trägt das Werkchen von W. L i e z m a n n und B. T r i e r: „Wo steckt der Fehler?“ Es ist eine Sammlung von Krugschlüssen und Schülerfehlern aus dem Gebiete der Elementarmathematik. Die schürstigsten Fehler werden in eine ernste Form mathematischer Schlussfolgerung gekleidet, und es bleibt dem Leser vorbehalten, den Irrsinn herauszufinden. Das Büchlein ist wie kein zweites geeignet, die praktische Gewandtheit im mathematischen Denken zu fördern. Wir empfehlen es besonders solchen, die die Elementarmathematik auf eigene Faust studieren.

In dem Zusammenhange unserer Besprechung wollen wir noch auf zwei mathematische Werke hinweisen, die in der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ desselben Verlages kürzlich erschienen sind. Es sind dies: M. B i n d o w, Differential- und Integralrechnung mit Berücksichtigung der praktischen Anwendung in der Technik“ und die zweite neubearbeitete Auflage des Werkes von G. K o w a l e w s k i, Einführung in die Infinitesimalrechnung mit einer historischen Uebersicht. Beide Werke behandeln dasjenige Thema wie das oben erwähnte von A. Bittling; doch sind sie mehr den Bedürfnissen des höheren Unterrichts angepaßt. Wir begnügen uns deshalb an dieser Stelle mit deren bloßer Erwähnung. V. Th.

Länderkunde.

Die wunderbarste Eisenbahn der Welt wird von einem Mitarbeiter des „English Mechanic“ die Ugandabahn in Ostafrika genannt, und die Beschreibung einer Fahrt scheint diese Beschreibung allerdings in manchem Punkt zu rechtfertigen. Die Lokomotive verläßt langsam das in tropischer Hitze brütende Mombassa. Die Fahrgäste bestehen aus einem bunten Gemisch von Arabern, Hindus, Somali und anderen afrikanischen Völkern und gewähren ein buntes Bild in ihrer seltsamen und oft recht spärlichen Bekleidung. Der Zug verläßt die Insel von Mombassa und überquert auf einem großen eisernen Viadukt den Meeresarm zum Festland. Dann beginnt der Schienenweg sofort den Anstieg, zunächst durch einen dichten Palmengarten, hinter dem sich ein blendender Mühlsee über das Meer und den Hafen erstreckt, dann folgt der Dschungel. Das Land ist in allen Richtungen mit einer unfruchtbaren Pflanzenwelt besetzt, die Hitze ersitzend. Ueber 300 Kilometer weit führt die Eisenbahn durch Dornengebüsch, und weite Strecken sind völlig wasserlos und in früheren Zeiten manchem Forscher und Missionar zum Grab geworden. Aus den Dornbüschen brach auch mancher Löwe hervor und holte sich seine Opfer aus den Eisenbahnarbeitern. Bei Tjavo hat das Gleise eine Höhe von nahezu 500 Meter erreicht. Hier kam der Eisenbahnbau eine Weile zum Stillstand, weil die indischen Arbeiter vor den Löwen desertierten.

Sobald geht die Fahrt zu einer Ebene, die von sanften Wellen durchzogen wird wie eine Meeresfläche, aber schon taucht links in den Wolken eine Schneemasse auf, der über 6000 Meter hohe Gipfel des Kilimandscharo. Die Nacht bricht herein. In dem dunklen

Wungalow einer Station wird das Abendessen von geräuschlosen indischen Dienern serviert, während die Lokomotive Holz zur Feuerung einnimmt. Die Meereshöhe beträgt jetzt fast 1500 Meter, und es wird empfindlich kalt. Beim Anbruch des Morgens läuft der Zug durch eine große Ebene, die als Wildschutzgebiet bestimmt ist. Die in ihren Winterkleidern fröstelnden Reisenden sehen durch die Fenster ganze Herden von Antilopen, Gazellen, Zebras, Giraffen und Gnus. Ein wilder Strauß läuft eine Weile mit der Lokomotive um die Wette; dann bricht er aus. Einer der Passagiere will einen im langen Gras zusammengekauerten Löwen gesehen haben. Der Zug fährt in die Station Nairobi, die Hauptstadt von Britisch Ostafrika. Vor 13 Jahren bestand sie noch aus drei Zelten, heute hat sie 20 000 Einwohner. Weiter steigt der Schienenweg an Pflanzungen und Landhäusern vorbei. Hier unter dem Äquator herrscht oft tagelanger Nebel und so große Kühle, daß man auch bei Tage sehr daran denken muß, sich durch Bewegung warm zu halten.

Einige Kilometer hinter Kilju kommt der Zug plötzlich an den Rand einer tiefen Schlucht. Die Erde scheint zu versinken, die Maschine ins Leere zu springen. Dies ist das große Grabental, ein Ueberbleibsel der vulkanischen Kämpfe, die Ostafrika zerissen haben. Jede Kultur und Besiedelung hört auf, und nur düstere Wälder umgeben den Schlund, in den der Schienenweg 500 Meter tief hinabsteigt. Aus der Ebene branten erhebt ein erloschener Vulkan seine Masse bis zu 2800 Meter. Der Graben streicht südwärts nach dem Njassasee hin, nordwärts nach dem Rudolfssee durch Abessinien zum Roten Meer und noch weiter über das tote Meer, das Jordantal hinauf. Man gedenkt hier der furchtbaren Naturkraft, die einen solchen Spalt in die Erdkruste zu reißen vermochte. Nach etwa 100 Kilometer hebt sich das Gleis wieder bis auf eine Höhe von 2500 Meter. Der Blick schweift weit über das Land bis zu blauerdämmenden Bergen. Wieder folgt eine kalte Nacht.

Beim Anblick des neuen Morgens starrt eine neue Menschenrasse ohne Scham über ihre gänzliche Nacktheit auf den vorbeiziehenden Zug. Auf der Plattform steht ein Weib, das nur mit zwei oder drei Moskitonehen bekleidet ist. Die Frau ist vom Stamm der Kaborondo, der für Schneider keine Beschäftigung hat, aber wundervoll gewachsen ist und trotz seiner nur durch einige Palmblätter gemilderten Nacktheit als der stilklich höchststehende im ganzen äquatorialen Afrika gilt. Nun wird es wieder warm, und die Pähne hören auf zu klappern. Der Weg geht weiter durch das Land der Kandi, wo der Eisenbahnbau auf neue Schwierigkeiten stieß, da die Eingeborenen alles stahlen, um Waffen daraus zu machen. Außerdem erschienen ihnen die Telegraphenbrähte als höchste Kostbarkeit, um sich Schmutz daraus zu verfertigen. Endlich blinzt am Horizont der Ebene der Spiegel des großen Viktoriassees auf, zu dem die Bahn 1400 Meter hinauf zu steigen hat.

Der ganze Schienenweg ist 940 Kilometer lang. Der Reisende hat am Endpunkt das Gefühl, eine ganze Reihe von Klimazonen durchgemessen zu haben. Noch aber ist er nicht in Uganda und die Bahn hat daher eigentlich nicht den richtigen Namen. Erst eine lange Dampferfahrt auf dem Viktoriassee führt in dieses Gebiet hinein nach Entebbe, der Hauptstadt am Nordufer des gewaltigen Wasserbeckens. Als die Eisenbahn gebaut wurde, dachte man an keinen wirtschaftlichen Erfolg. Sie sollte mehr dazu dienen, die Herrschaft am oberen Nil zu sichern und den Sklavenhandel zu vernichten. Jetzt sind überall Farmen erblickt, Städte erbaut. Ueberall hört man von Kaffee, Kautschuk, Hans sprechen, und die Linie kann den Ansprüchen an dem Wagenverkehr nicht mehr genügen.

Werkzeughwesen.

Fünfzehn- und Dreißigmarkstücke. Die Dreißigmarkstücke, welche als Ersatz für die eingezogenen Taler seit einigen Jahren in Umlauf sind, bilden bekanntlich einen Widerspruch zu unserem streng auf der Dezimalrechnung beruhenden Münzsystem. Dieser Widerspruch ist aber eigentlich keine Zufälligkeit, sondern läßt sich als letzter Protest des preussischen Partikularismus gegen den Reichsgedanken nachweisen. Es war nämlich bei der Reichsgründung preussische Absicht, das Talersystem allen deutschen Bundesstaaten aufzuzwingen. Als der führende Staat im Oktober 1871 dem Bundesrat einen Gesetzesentwurf betreffend die Ausprägung von Goldmünzen vorlegte, kam darin der Gedanke zum Ausdruck, das neue Münzsystem möglichst dem Talersystem anzupassen. Dies geschah nicht nur durch Schaffung der Mark als dritten Teil des Talers, sondern viel deutlicher durch die Bestimmung im Entwurf, daß die neuen Goldmünzen auf 30, 15 und 20 Mark lauten sollten. Diese Münzen sollten in Rücksicht auf die Talersährung aber nicht gesetzliche Zahlungskraft, sondern nur Kassenturs nach ihrem Nominalwert erhalten. Die Taler sollten im ganzen Bundesgebiete gesetzliche Zahlungsmittel bilden und ihre Prägung auch noch fernerhin gestattet sein. Dies Stück preussischer Eigenart stieß bereits im Bundesrat auf Widerstand, denn als der Entwurf im November 1871 an den Reichstag ging, war darin den neuen Goldmünzen wenigstens gesetzliche Zahlungskraft zuerkannt. Auch erlegte die umgearbeitete Vorlage das 15-Markstück durch ein 10-Markstück, dagegen behielt sie das 30-Markstück bei. Erst der Reichstag machte dem Widerspruch des preussischen Ministers Camphausen zum Trotz völlig reine Bahn und besetzte auch die 10-Taler-Goldmünzen.